
Forum

Carolin Krahn/Jürgen Trabant

Offenheit für unterschiedliche Formungen der Erkenntnis

Ein Dialog über die Relevanz von Mehrsprachigkeit

Abstract: Multilingualism is of central importance for the human experience of alterity in culture and scholarship. In this discussion, Carolin Krahn and Jürgen Trabant explore the challenges and benefits of multilingualism in academia, especially in the humanities. The dominance of the English language in global academic life is addressed, as are the Bologna reform and the role of international research institutes such as the German Historical Institute. The dialogue illustrates the importance of language for intellectual life, addressing further topics ranging from Wilhelm von Humboldt and the city of Rome to the relationship between music and language and the question of European identity.

Carolin Krahn: In welcher Sprache möchten Sie dieses Gespräch am liebsten führen und warum?

Jürgen Trabant: Schon auf Deutsch. Das ist die Sprache, in der ich am besten das schreiben kann, was ich sagen möchte. Es ist meine Wissenschaftssprache. Ich schreibe aber manchmal auch auf Italienisch, Französisch oder Englisch.

Carolin Krahn: Wissenschaft konfrontiert uns praktisch dauernd mit dem Thema Mehrsprachigkeit: auf Konferenzen, im Seminarraum, in Korrespondenzen oder bei Publikationen. Die Covid-19-Pandemie hat die digitale Kommunikation massiv intensiviert. Was bedeutet dies für den wissenschaftlichen Diskurs?

Jürgen Trabant: Ich nehme einmal an, dass viele Wissenschaftler, da sie ja nicht nur skypen und zoomen, auch mehr Fremdsprachiges geschrieben haben. Ob die – vermutlich mehrheitlich englischen – Texte besser geworden sind, müssen die Journale entscheiden, die das veröffentlichen sollen.

Kürzlich habe ich ein auf Italienisch gehaltenes Web-Seminar ‚in Neapel‘ geleitet. Das hat zwar die digitale Kommunikation intensiviert, sicher aber nicht die Wissenschaft. Diese braucht nämlich auch – das merken wir erst jetzt so richtig – das lebendige Gespräch zwischen Professor und Studenten, die nach Humboldt ja Mit-Forschende sind.

Kontakt: Carolin Krahn, krahn@dhi-roma.it;
Jürgen Trabant, trabant@zedat.fu-berlin.de

Carolin Krahn: Was sollte Mehrsprachigkeit für einen soliden Geisteswissenschaftler heute bedeuten?

Jürgen Trabant: Der Geisteswissenschaftler, der ja ein Schriftsteller ist, sollte vor allem seine eigene Sprache – bzw. die Sprache, die er am besten kann – gut schreiben können. Dann muss er sich in den Sprachen seiner Disziplin umtun, je nach Fachtradition auf verschiedenen Niveaus (z. B. in Kunstgeschichte nach meiner Erfahrung: Italienisch, Französisch, Englisch). Englisch ist keine „Fremdsprache“ mehr, sondern eine kommunikative Kulturtechnik, die nicht genügt, um wissenschaftlich auf der Höhe zu bleiben.

Carolin Krahn: Sie haben schon vor etwa zehn Jahren den Begriff des „Globalesischen“ – globales Englisch als internationale Verkehrssprache der Wissenschaft anstatt des früheren Lateinischen – geprägt und sich wiederholt kritisch mit der Tendenz zur Vereinheitlichung der Wissenschaft in der Neuzeit befasst. Nun ist die Arbeitssprache in den Geisteswissenschaften mehr als nur ein Kommunikationssystem: eine Formung des Denkens. Inwiefern beeinflussen Eigenheiten der englischen Sprache das Denken in den Geisteswissenschaften?

Jürgen Trabant: Mein Plädoyer für (nicht nur wissenschaftliche) Mehrsprachigkeit ist nicht eines für die besondere Exzellenz dieser oder jener Sprache und gegen diese oder jene Sprache als kognitiv unterlegen. Es ist ein Plädoyer für Offenheit für unterschiedliche Formungen der (geistes)wissenschaftlichen Erkenntnis, also ein Plädoyer gegen wissenschaftliche Einsprachigkeit und Einförmigkeit. Und wissenschaftspolitisch gegen die Hegemonie (Gramsci) einer einzigen Kultur. Wenn das Wort nicht inzwischen politisch völlig verdorben wäre, würde ich sagen, es gehe um kognitive Diversität. Dabei meine ich durchaus, dass die verschiedenen Sprachen das Denken verschieden „färben“ (Humboldt). Vielleicht ist das in der Philosophie am deutlichsten, die ja ausdrücklich mit den Bedeutungen der Einzelsprachen operiert. Den Einfluss dieser oder jener Sprache auf das wissenschaftliche Denken kann man im Übrigen kaum konkret an irgendeiner sprachlichen Struktur festmachen. Die Sprache insgesamt „färbt“ das Gesagte, also das Gedachte, weil es in dieser Sprache gesagt, also gedacht wurde. Die bestimmte Sprache determiniert aber das Denken nicht, das Denken ist also nicht eingesperrt in diese Sprache, sondern geht immer über diese hinaus.

Es geht daher auch nicht um bestimmte Eigenschaften der englischen Sprache, die das wissenschaftliche Denken determinieren könnten. Allerdings wird das Denken massiv von bestimmten Eigenschaften englischer Texte determiniert, die ich berücksichtigen muss und die von englisch-amerikanischen Verlagen gefordert werden, wenn ich dort publizieren möchte.¹

¹ Vgl. Winfried Thielmann, *Deutsche und englische Wissenschaftssprache im Vergleich. Hinführen – Verknüpfen – Benennen*, Heidelberg 2009 (Wissenschaftskommunikation 3).

Carolin Krahn: Gegen Ende Ihres 2014 veröffentlichten Buchs „Globalesisch oder was?“ fordern Sie, die „Spannung zwischen kognitivem Reichtum und kommunikativer Effizienz“² auszuhalten, anstatt sie der „totalen Effizienz der Kommunikation“³ zu opfern – ein gedanklicher Kontrapunkt zu den zunehmend ökonomischen Zwängen, auch der Performativität unterworfenen Geisteswissenschaften. Zyniker könnten das schon als Humboldt-Romantik eines privilegierten Professors betrachten. Warum bleibt diese Spannung, die Sie betonen, inhaltlich wichtig?

Jürgen Trabant: Es ist sicher Humboldt-„Romantik“, die verschiedenen Sprachen sprachphilosophisch eben als „kognitiven Reichtum“ zu fassen. Aber wieso eines „privilegierten Professors“? Ich habe nichts anderes gemacht als gearbeitet und mich auf die mich umgebenden Sprachwelten eingelassen: Ich habe brav in der Schule die Sprachen gelernt (übrigens als wenig privilegiertes Arbeiterkind), habe in verschiedenen Ländern gearbeitet (Italien, Frankreich, USA, Ungarn). Dabei hätte ich mich auf die Kommunikation auf Globalesisch beschränken können (wie in Ungarn, weil das Ungarische tatsächlich zu schwer war). Aber dann hätte ich nur einen Teil der Welten mitbekommen, in denen ich lebte. Tatsächlich ist der Aufenthalt in Ungarn ohne Ungarisch eher ein Ortswechsel gewesen und nicht das Leben in einer anderen Welt. Die erwähnten ökonomischen Zwänge sind doch eher eine Entschuldigung für Denkfaulheit, Sprachverachtung und Karrierismus: Das Können einer Sprache (außer Englisch) gilt nicht als wertvolles Wissen. Meine italienisch geschriebenen Texte werden nicht als gewissermaßen doppelt kognitiv wertvolles wissenschaftliches Produkt anerkannt und als nicht karrierefördernd angesehen, weil ihre kommunikative Reichweite nicht bis New York und Sidney reicht. Na gut, dann schreibe ich eben das nächste Mal auf Englisch. Fragen Sie sich mal, wer das entscheidet!

Carolin Krahn: Der Gedanke, eine ausdifferenzierte, sprachlich ‚bunte‘ Wissenschaftswelt zu kultivieren, die von d’Alembert kritisch betrachtet worden ist, wirkt in der Wissenschaftswelt inzwischen wie eine Selbstverständlichkeit. Sie haben auf die besorgniserregende Tendenz im englischsprachigen Raum (und andernorts) hingewiesen, nicht in der ‚eigenen‘ Sprache verfasste Fachliteratur bisweilen gar nicht mehr zur Kenntnis zu nehmen. Inwiefern sollte man diesem Trend entgegenwirken?

Jürgen Trabant: Der „Gedanke, eine ausdifferenzierte, auch sprachlich ‚bunte‘ Wissenschaftswelt zu kultivieren“, ist aus meiner Sicht gerade keine Selbstverständlichkeit, sondern vielmehr durch die drohende wissenschaftliche Einsprachigkeit gefährdet. Richtig ist, dass in den verschiedenen Disziplinen verschiedene Sprachkenntnisse gefordert sind, und das sollte auch so bleiben. Das darf eben gerade nicht ökonomischen Zwängen zum Opfer fallen. Dass ein Studium z. B. der vorderasiati-

² Jürgen Trabant, *Globalesisch oder was? Ein Plädoyer für Europas Sprachen*, München 2014, S. 206.

³ Ebd.

schen Archäologie wegen der notwendig zu erwerbenden Sprachkenntnisse länger dauert als BWL, ist demnach gerechtfertigt. Im Übrigen schadet es auch dem BWL-Studium nicht, wenn es z. B. durch den Erwerb von Japanisch-Kenntnissen – bzw. weniger ökonomisch gedacht: von Kenntnissen des Altgriechischen – angereichert wird und dann ein bisschen länger dauert.

Carolin Krahn: Welche konkreten Maßnahmen sollten wir in den nächsten Jahren innerhalb der geisteswissenschaftlichen Akademie in Hinblick auf die Mehrsprachigkeit ergreifen?

Jürgen Trabant: Angesichts der Tatsache, dass die erwähnten „ökonomischen Zwänge“ offensichtlich alle dazu verleiten, genauso einsprachig zu werden wie die ‚Anglos‘, müssen die jungen Wissenschaftler auf Englisch publizieren. Aber wieso eigentlich? Es gibt keine neu zu ergreifenden „Maßnahmen“, sondern das Festhalten an alten Maßstäben: Werdet gute Schriftsteller in Euren eigenen Sprachen, lernt die vielen Sprachen Eurer Disziplinen! Natürlich müsst Ihr sie nicht alle sprechen oder gar schreiben können (obwohl das wirklich Spaß macht), aber doch lesen können. Das erhält den Reichtum des in diesen Sprachen deponierten Wissens, das andernfalls im Abgrund des Sprachverlusts untergeht.

Ich vermute sicher richtig, wenn ich annehme, dass das von Ihnen verwendete Wort „Akademie“ in der englischen Bedeutung von „Academia“ gemeint ist. Right? Ich sage nicht, dass das schlecht ist. Es ist ein sprachhistorisch durchaus üblicher semantischer Entlehnungsvorgang. Er zeigt aber, wie tief diese Sprache in unser Denken eingedrungen ist.

Carolin Krahn: Damit kommen wir gleich zur nächsten einschneidenden Veränderung: Seit der Bologna-Reform mit der angestrebten Schaffung eines gemeinsamen „europäischen Hochschulraums“ sind rund zwanzig Jahre vergangen. Trotzdem berichten Studierende immer wieder von Problemen bei der Anerkennung von Studienleistungen ihrer Mobilitätsphasen. Wie zeigen sich Ihnen die Konsequenzen des Bologna-Prozesses in Hinblick auf den Umgang mit Fremdsprachen?

Jürgen Trabant: Dass die europäischen Leistungsnachweise in einer kleinlichen Weise – wohl vor allem in Deutschland – nicht anerkannt werden, ist ein beschämender Skandal. Aus meiner Sicht (die ist allerdings schon ein bisschen antik) hatten sich die europäischen Austauschprogramme gerade auch hinsichtlich der Sprachkenntnisse und der Erfahrung kultureller Alterität großartig bewährt.

Carolin Krahn: Die Geisteswissenschaften in Europa befinden sich schon länger in einer angespannten Situation. Große Forschungsanträge kommen kaum ohne Englisch aus und oft ist es schwer, als Nicht-Muttersprachler Stellen in Universitätssystemen jenseits der eigenen Muttersprache zu bekommen. Wie würden Sie sich heute als Wissenschaftler am Beginn der Karriere zu diesen Herausforderungen verhalten?

Jürgen Trabant: Die Benachteiligung deutscher Muttersprachler in den vom deutschen Steuerzahler finanzierten großen, auf Globalesisch laufenden Forschungsprojekten ist evident. Natürlich würde ich mich als junger Wissenschaftler so verhalten, wie diejenigen sich verhalten, die dort aufgrund ihrer quasi-muttersprachlichen Englischkenntnisse ankommen: wie Amerikaner. Ob das für das deutsche Wissenschaftssystem so bekömmlich ist, scheint mir zweifelhaft. Leider kann ich nichts über die universitären Erfolgsaussichten der solchermaßen Qualifizierten sagen. Vielleicht sind sie exzellent? (Ich kenne tragische Gegenbeispiele.) Für die geisteswissenschaftliche Lehre in Deutschland sind diese so sozialisierten Jungwissenschaftler vielleicht eher ein Problem.

Carolyn Krahn: Sie sind bekennender Humboldtianer und haben sich auch mit Wilhelm von Humboldts Verhältnis zur Sprache und der Bedeutung seines Aufenthalts in Rom von 1802 bis 1808 auseinandergesetzt. Für Humboldt begann mit Rom eine „neue Lebensperiode“; viel Zeit für Sprachen soll der Gelehrte neben seinen diplomatischen Tätigkeiten allerdings nicht gehabt haben. Inwiefern betrifft uns dieser Aufenthalt heute als Wissenschaftler in Rom über die Archive und Quellen vor Ort hinaus noch?

Jürgen Trabant: Ich habe mich vor allem mit dem Sprachphilosophen und Sprachwissenschaftler Humboldt beschäftigt. Und natürlich haben die Sprachen in Rom für ihn eine riesige Rolle gespielt: Die ganze Familie Humboldt hat sich voll auf das italienische Umfeld eingelassen. Die Kinder haben Italienisch gesprochen, und diese Sprache war auch später in Deutschland noch Familiensprache. Die Tochter musste in Deutschland sogar noch Deutsch nachlernen, sie konnte es nicht gut. Die Humboldts haben immer Rom als ihre Heimat betrachtet. Mit Consalvi, dem ‚Außenminister‘ des Papstes, hat Humboldt wahrscheinlich Französisch gesprochen. Die diplomatischen Berichte nach Berlin waren sowieso französisch. Humboldt hat seine diplomatischen Aufgaben natürlich ordentlich erfüllt. Ich habe diesbezüglich nur gesagt, dass sie nicht völlig unerheblich waren, wie man in der Literatur immer liest. Aber Humboldt hatte ganz offensichtlich Zeit, seine Sprachstudien fortzusetzen. Er war seit 1801 dabei, ein Buch über das Baskische zu schreiben. In Rom hat er dieses Projekt und seine Griechisch-Studien fortgesetzt. Das Buch „Die Vasken“⁴ hat er dort auch zu Ende geschrieben, er hat es aber nicht veröffentlicht. Allerdings ist er nicht dazu gekommen, die amerikanischen Sprachen zu analysieren, von denen sein Bruder Alexander ihm 1805 Wörterbücher und Grammatiken mit nach Rom brachte und zu denen er dann weitere, von dem Jesuiten Lorenzo Hervás y Panduro in Rom gesammelte Materialien kopieren ließ. Humboldt hat erst 1811–1812 in Wien am amerikanischen Material gear-

4 Wilhelm von Humboldt, Die Vasken, in: Bernhard Hurch (Hg.), Wilhelm von Humboldt. Schriften zur Anthropologie der Basken, Paderborn u. a. 2010 (Schriften zur Sprachwissenschaft 2/Baskische Schriften 1), S. 103–264.

beitet und dann wieder 1820 in Berlin. Und es war in Rom, wo Humboldt zum ersten Mal die Grundgedanken seiner Sprachphilosophie in aller Klarheit formulierte: 1806 in „Latium und Hellas“.⁵ Rom war also wirklich eine neue Epoche.

Im Gegensatz zu Paris, wo die Humboldts vorher gelebt hatten, war Rom aber kein Ort aufregender aktueller politischer und wissenschaftlicher Diskussionen und Entwicklungen. Es war ja eher nichts los. Aber es gab die Kunst, die Ruinen, die klassische italienische Literatur. Für die deutschen Wissenschaftler, die heute in Rom arbeiten, ist es wichtig, Rom ganz humboldtisch zu erleben, das heißt in dieser Stadt mit den Menschen und Schönheiten zu leben, nicht nur in den Archiven und Bibliotheken.

Carolin Krahn: Rom ist eine Stadt, die als eine Art Metapher auf die Sprachenvielfalt gelesen werden kann, wenn man an die hier versammelten italienischen Dialekte, die internationalen Wissenschaftler und Intellektuellen denkt. Wie betrachten Sie den Zusammenhang zwischen dem Standort Rom und den hier präsenten Wissenschaftssprachen?

Jürgen Trabant: Ich habe leider keine Kenntnis von den in Rom „präsenten Wissenschaftssprachen“. Bei meinen wissenschaftlichen Begegnungen in Rom (Sapienza Università di Roma, Accademia Nazionale dei Lincei) war bisher, also bis heute, nur Italienisch präsent.

Außerdem: Ich habe Rom vor fünfzig Jahren nicht als eine vielsprachige Stadt erlebt. Als ich dort lebte, war es ein durch und durch italienischer Ort. Das ist – wie auch in Berlin – durch die Migration sicher anders geworden, aber vermutlich ist es auch so wie in Berlin: Die verschiedenen migrantischen Milieus bleiben unter sich, die Kinder sind in der Schule der Nationalsprache ausgesetzt, und man hofft, dass sie sich sprachlich „integrieren“. Vermutlich wird auch in Rom eine aufstiegsorientierte junge Bourgeoisie ihre Kinder auf *international schools*, also globalesische Schulen, schicken. Allerdings habe ich diesbezüglich kürzlich von einem jungen italienischen Vater erfahren, dass die Bildung durch das gute alte *liceo classico* bedeutend besser sei.

Carolin Krahn: Das DHI in Rom verbindet seit 1888 den deutschen und italienischen Forschungsraum miteinander. Zugleich ist man zunehmend mit dem konfrontiert, was Sie „Globalesisch“ nennen. Welche Rolle spielen außeruniversitäre Forschungsinstitutionen für den Umgang mit Wissenschaftssprachen, auch in Abgrenzung zu den Universitäten?

Jürgen Trabant: Ich weiß nicht, ob ich das richtig beurteilen kann: Die Max-Planck-Institute sind, soweit ich sehe, sowieso zum Globalesischen übergegangen. Sie verstehen sich ja als die eigentlichen Entsprechungen zu den anglo-amerikanischen

⁵ Wilhelm von Humboldt, Latium und Hellas oder Betrachtungen über das classische Alterthum, in: Albert Leitzmann (Hg.), Wilhelm von Humboldt, Gesammelte Schriften, Bd. 3, Berlin 1904, S. 136–170.

research universities, die die Nobelpreise gewinnen, und müssen daher in jeder Hinsicht global agieren.

Vielleicht ist die Bibliotheca Hertziana die Ausnahme? Ihr Gegenstand, ihr Umfeld, ihre Partner sind italienisch. Global wird deren Forschung doch gerade durch die Verbindung mit der italienischen Sprache, die auch die Kunsthistoriker der Welt können müssen. Auch ein DHI, in Rom, Warschau etc. muss natürlich die Verbindung zu den Sprachen halten, in denen es situiert ist. Ich kann mir schlecht einen Forscher vorstellen, der in Rom arbeitet und nicht Italienisch kann. Das ist doch gerade das Potenzial! Englisch kann jeder.

Die Universitäten in Deutschland auf der anderen Seite haben ja immer noch die Aufgabe, eine weitgehend deutschsprachige Jugend zu erziehen, so dass dort die Eingeborenen-sprache auch noch als Wissenschaftssprache vorkommt. Ich halte das auch aus wissenschafts-propädeutischen Gründen für unbedingt notwendig. Und für die Exzellenz der Geisteswissenschaften halte ich die Verwendung der Sprache, die man am besten kann, für unabdingbar. Die nationalsprachliche Wissenschaft ist außerdem ein Herzstück der Kultur eines Landes, auch weil die Sprache ein solches Herzstück ist, wie das oberste Gericht Italiens kürzlich in einem Prozess um die Sprache in der Lehre an den Universitäten festgestellt hat.

Carolin Krahn: Am DHI in Rom ist neben der historischen auch die musikwissenschaftliche Forschung vertreten. Arbeitsinstrument ist in beiden Fällen die Sprache; der Forschungsgegenstand Musik unterscheidet sich auf vielen Ebenen davon, z. B. in Bezug auf Notation, Klang, eine etwaige Syntax, nonverbale Kommunikation, den Umgang mit Zeit und die Möglichkeiten von Simultaneität. Gleichwohl erfreut sich der Gemeinplatz von Musik als „universeller Sprache“ ungebrochener Beliebtheit. Wie betrachten Sie als Linguist das Verhältnis von Sprache und Musik in Zeiten der verstärkten Forderung nach Transdisziplinarität?

Jürgen Trabant: Als Semiotiker habe ich oft über Musik nachgedacht, aber ich bin kein Spezialist in dieser Frage. Und ich kenne auch nur eine inzwischen etwas alte Literatur zum Thema. Musik ist natürlich keine Sprache. Sie ist wie diese ein semiotisches System, eine Art und Weise, die Welt – bzw. einen Aspekt derselben, das Hörbare – zu denken und zu gestalten und zu kommunizieren. Aber dessen Struktur und „Semantik“ (wenn man von einer solchen überhaupt sprechen kann) sind völlig verschieden. Sie ist im Übrigen, wie die Sprachfähigkeit, nur als Musikfähigkeit universell und wie diese typisch menschlich. Ansonsten wird aber Musik überhaupt nicht überall verstanden, sondern ist kulturell geformt und gebunden. Interessant fand ich immer, dass man in Amerika auf Parkplätzen herumlungernde Jugendliche mit Mozart aus den Lautsprechern von dort vertrieben hat. Sie haben die Fremdheit dieser Musik nicht ausgehalten. Musik ist vielleicht vielfältiger als das Ensemble der Sprachen, die ja doch viele strukturelle Gemeinsamkeiten haben (z. B. doppelte Artikulation, primäre [lexikalische] und sekundäre [grammatische] Strukturierung). Es gibt natürlich viele Überlappungen, Rap zum Beispiel. Ist das nun Sprache oder Musik?

Das Thema ist faszinierend und wichtig. In der Tat müssen die Linguisten viel mehr mit den Musikologen zusammenarbeiten. Da sitzen Sie ja in Rom an einem günstigen Ort. Die italienische Musikologie gilt als ausgezeichnet. Und vor allem: Versuchen Sie, Geld aufzutreiben für die Übersetzung von Giorgio Pestelli Buch „L'anello di Wagner“.⁶ Es ist einfach hinreißend.

Carolin Krahn: Bedenkt man nur die Operngeschichte, leuchtet die Relevanz verschiedener Sprachen unmittelbar ein. Jedoch interessieren sich viele im Studium mehr für Popmusik oder medienübergreifende Fragen als für Monteverdi, Bellini, Lully und Mussorgskij. Und praktischerweise gibt es in der Komischen Oper Berlin schon seit über zehn Jahren Übertitel auf Deutsch, Englisch, Französisch und Türkisch, während der Markt für das europäische Opernrepertoire vor allem in China boomt. Was die Musikwissenschaft betrifft, ist die Fachgeschichte stark vom Deutschen geprägt, während Englisch ein breiteres wissenschaftliches Publikum erschließt. Was fehlt uns, wenn wir Europas Sprachen nicht studieren, uns diese Kulturräume aber durch die zahlreichen vorhandenen Hilfestellungen auch nicht vollends verschlossen bleiben?

Jürgen Trabant: Übertitel in der Oper sind einfach ein wunderbares Hilfsmittel zum Verständnis der Werke, schön ist auch der Text in der Originalsprache. Die fehlt gerade in der Komischen Oper! Klar: Für das Studium der europäischen Musik – wie für die europäische Kunstgeschichte – ist aus meiner Sicht erst einmal das Studium des Italienischen notwendig. Aber wenn man sich mit anderer – etwa chinesischer – Musik beschäftigt, ist sicher das Studium des Chinesischen vonnöten.

Ich vermute einmal, dass man für ein klassisches Studium der Musikwissenschaft Italienisch, Deutsch, Französisch, Englisch können sollte. Auch insofern gibt es ja engste Beziehungen zwischen Sprache und Musik. Das ist viel; es schadet aber auch niemandem, über das Englische hinaus, das wir inzwischen alle als selbstverständliche Kulturtechnik können, weitere Sprachen zu lernen.

Ich plädiere ja dafür, Sprachen nicht nur zum Kommunizieren zu lernen, sondern damit man die Erfahrung der Alterität macht, also die Erfahrung, dass andere Menschen die Welt mit ihren Sprachen anders gliedern und dass andere Menschen anders klingen. Wir sollten wissen wollen, wie ein Grieche klingt und wie er sein Denken organisiert. Auch die Erfahrung, dass dieser Lernprozess nicht leicht ist, ist durchaus wichtig. Die Sprachdidaktik will immer, dass das ohne Mühe, sozusagen wie Mutterspracherwerb vonstatten geht, aber das ist falsch. Gerade Musiker wissen, wie schwer es ist, ein Instrument spielen zu lernen. Die verschiedene doppelte (lautliche und semantische) Artikulation der Sprache zu erfahren und sich mit ihr zu befreun-

⁶ Giorgio Pestelli, *L'anello di Wagner. Musica e racconto nella tetralogia dei nibelunghi*, Roma 2018 (Saggine 311).

den, ist das Ziel des Sprachenlernens. Die schnelle kommunikative Nummer können wir auf Globalesisch schieben. Aber um die geht es hier nicht.

Carolin Krahn: Wir leben in einer Zeit, die vom Erstarken des Nationalismus gekennzeichnet ist. Welche Bedeutung kommt den Sprachen der Geisteswissenschaften in diesem Kontext zu, auch vor dem Hintergrund der gewachsenen Betonung von naturwissenschaftlichen Methoden?

Jürgen Trabant: Ich habe bisher noch kein Erstarken eines geisteswissenschaftlichen Nationalismus bemerkt. Wohl aber in der Tat ein Erstarken der Vorherrschaft der Naturwissenschaften, die massiv als Modell auch der Geisteswissenschaften propagiert werden. Gerade die Forderung nach universeller globalesischer Einsprachigkeit ist ja eine naturwissenschaftliche (und dort auch gerechtfertigte). Dasselbe gilt für Impact-Faktoren und Zitationsindexe und alle Zwänge, die sich daraus ergeben.

Carolin Krahn: Seit Jahren sind die Geisteswissenschaften mit der Frage nach der kulturellen bzw. nationalen oder europäischen Identität befasst. Inwiefern steht dieses Paradigma aus Ihrer Sicht in Zusammenhang mit dem Thema der Wissenschaftssprache?

Jürgen Trabant: Ich habe das schon angedeutet und oft geschrieben. Sehr holzschnittartig, einfach gesagt: In den Naturwissenschaften werden neue wissenschaftliche Erkenntnisse im Wesentlichen außersprachlich gewonnen, wenn Sie so wollen mit der Hand bzw. mit den die Hand verfeinernden wissenschaftlichen Instrumenten (messen, wiegen, sezieren etc.). Die Sprache dient dabei nur der Protokollierung und Mitteilung der außersprachlich gewonnenen Erkenntnis. Da ist es gleichgültig, in welcher Sprache wir das mitteilen. Bei den Geisteswissenschaften dagegen geht es um das Verstehen eines vom Menschen gemachten – oft sprachlichen – Gegenstandes. Die wissenschaftliche Errungenschaft ist gerade der vom Wissenschaftler geschaffene Text, der dieses Verstehen formuliert, das wissenschaftliche Instrument ist die Sprache. Wie bei den Naturwissenschaften kommt es auch hier auf das beste Instrument an. Das ist die Sprache, die wir am besten können. Und das ist eben meist noch die gute alte Kultursprache. Zumindest so lange, bis wir nicht alle muttersprachlich auf Englisch sozialisiert sind.

Carolin Krahn: Inwiefern gibt es aus Ihrer Sicht so etwas wie „europäische Wissenschaft“ jenseits eines auf Europa bezogenen, verschleierte Europa-Patriotismus, der an der Fremdsprachenkompetenz festzumachen wäre?

Jürgen Trabant: Die Europäität der Geisteswissenschaften besteht in der Offenheit für anderssprachige geisteswissenschaftliche Errungenschaften, im Gegensatz zur Einsprachigkeit der Wissenschaften in der ‚Anglo-Welt‘. Diese nimmt ja tatsächlich nichts mehr außerhalb ihrer Sprachwelt wahr, ja anderssprachige Erkenntnisse werden aktiv unterdrückt. Macron spricht in seiner Europa-Rede von 2017 von der „sophistication“ Europas durch seine Mehrsprachigkeit. In dieser sehe ich auch ihre wahre Globalität.

Und deswegen müssen wir sie erhalten, um nicht in den Anglo-Provinzialismus zu verfallen.

Carolin Krahn: Wenn Sie je einen disziplinären und einen transdisziplinären Wunsch in Hinblick auf die Sprachenvielfalt auf internationalem Niveau frei hätten, welche Wünsche wären dies?

Jürgen Trabant: Mein dringendster Wunsch ist die Verpflichtung der ‚Anglo-Welt‘ zum Sprachenlernen. Es ist ein riesiges kulturelles und politisches Problem, dass die ‚Anglos‘ keine fremden Sprachen mehr lernen müssen, dass ihnen also die Erfahrung der sprachlichen, also kognitiven Alterität abgeht.